

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Hahn, Erwin: Die Schlappkatl. Erzählung

urn:nbn:de:bsz:31-62042

aufgingen, dem Schusterhaus zu. Der Schuster war noch immer fleißig an der Arbeit und sah fragend auf, als die beiden vor ihm stehen blieben.

„Sag,“ fing der diplomatische Müller an, der genau die pünktlichen Gewohnheiten seines Nachbarn kannte, „könntest du mir nicht deinen Pflug ein paar Stunden leihen? Von dem meinen ist das Rad weg.“

Der Schuster rührte sich eine Weile gar nicht, dann warf er dem Müller einen Blick zu, der ihn an sein schlimmes Benehmen vor ein paar Tagen erinnern sollte. „Du kannst ihn haben,“ sagte er dann.

Der Müller pufste seinen Freund vor Aufregung, als sie dem Schuster nachsahen, wie er mit langen ruhigen Schritten dem Schuppen zuing. Er versuchte die Türe zu öffnen, sie schien aber verschlossen zu sein; er wandte sich dem Hause zu, und ehe er wieder erschien, wußten die beiden schon ganz genau, was geschehen werde. Zinnoberrot war die Gesichtsfarbe des Bauern, als der Schuster auf ihn zukam; er fuhr mit Zeigefinger und Daumen in der Westentasche herum, während der Müller so harmlos als nur möglich ausjah.

„Brauchst du denn den Pflug so sehr nötig?“ fragte der Schuster ganz besorgt.

„Zawohl, sehr nötig,“ sagte der Müller.

Der Schuster fuhr in allen Taschen mit den Händen herum und fing dann an, sein Sinn nachdenklich zu reiben.

„Die Türe ist geschlossen, und was ich mit dem Schlüssel angefangen habe . . .“

„Du machst die Türe auf,“ schrie der Bauer, „oder ich breche sie auf! Du hast meine Tochter in deinen Schuppen gesperrt, und ich werde sie wieder herausholen.“

„Deine Tochter?“ fragte der Schuster voll Erstaunen, „was soll denn die in meinem Schuppen tun?“

„Du läßt sie heraus!“ brüllte der Bauer und versuchte, an dem Schuster vorbeizukommen.

„Breche du nicht in mein Eigentum ein,“ sagte der Schuster, seine lange Gestalt vor den aufgeregten Mann schiebend. „Wenn du die Türe offen haben willst, dann mußt du warten, bis mein Wilhelm heimkommt, ich glaube, daß der den Schlüssel mitgenommen hat.“

Herrn Stehles Hand fiel schlaff an seiner Seite herunter und er wandte sich um, um in entsetztem Staunen den Müller anzustarren.

„Ich hab' den noch nie geschlagen gesehen,“ sagte diese Wetterfahne.

„Wilhelm ist drei Tage weg, aber ich erwarte, daß er bald heimkommt.“

Der Bauer räusperte sich und, seine Niederlage erkennend, machte er sich schnell auf den Heimweg, und in unglaublich kurzer Zeit sah man ihn wieder erscheinen in der Begleitung von Wilhelm Braun.

„Da ist er,“ sagte der Bauer, „wo ist jetzt der Schlüssel?“

Der Schuster nahm seinen Sohn am Arm und führte ihn ins Haus; aber bald erschienen sie wieder, Wilhelm den Schlüssel in der Hand schwenkend.

„Na, ich dachte mir's, daß er nicht weit weg sei,“ sagte der Müller.

Wilhelm öffnete die Türe und man sah Fräulein Stehle, die in den hellen Sonnenschein blinzelte. Als sie ihren Vater sah, fing sie an zu weinen.

„Wie kommst du denn in den Schuppen?“ fragte sie dieser liebe Verwandte.

„Ich — ich bin da hereingegangen, ich wollte eben nicht fortreisen,“ schluchzte das Mädchen.

„Von mir aus kannst du gleich drin bleiben,“ schrie der erbohte Bauer, „ich will nichts mehr von dir wissen, von einem Mädchen, das gegen den eigenen Vater Partei nimmt.“

Er schlug mit einer Hand in die andere, drehte sich um und stampfte aus dem Tor. Die beiden andern Männer folgten ihm nach einem Augenblick des Ueberlegens.

„Du hast viel Lacher gegen dich,“ sagte der Müller, den Bauern am Arm ergreifend.

Herr Stehle schüttelte ihn ab.

„Es ist schon besser, wenn du nachgibst,“ fuhr der Friedensstifter fort.

„Du kannst stolz sein auf deine Tochter. Die hat einen helleren Kopf als wir alle beide, vom Müller ganz zu schweigen,“ meinte der Schuster.

„Und da ist der »Schwarze Adler«, und alle drei sind wir durstig wie trockene Schwämme; kommt, wir gehen hinein und trinken miteinander und dann lassen wir Bergangenes vergangen sein.“

Und so haben sie 's auch gemacht.

Gelt, es passiert doch immer wieder etwas in dem Hest, dem Niederlochbach?

Die Schlappkass.

Erzählung von Erwin Hahn.

Barrer Hasselbeck saß in seinem warmen Studierstübchen am Tisch, stumm und brütend versunken in seine Arbeit, — in eine lebhaft kreisende Gedankenfülle. Es lagerte ein milder, abgeklärter Friede um seine gutmütige Hünnengestalt, um einen ordnungslosen Stoß alter, vergilbter Bücher, die einen süßlichen, wurmstichigen Atem ausströmten. Ab und zu ging ein unbewußtes Räuspern durch den stillen Raum. Der alte Herr fuhr sich leicht mit den Fingerspitzen über seine breite leuchtende Stirne, oder er rückte kurz und energisch die goldumrandete Brille zurecht.

Draußen kämpfte die Nacht mit dem Tage, der Winter mit einem zähen Herbst. Langsam

fröh die Dämmerung durch die kleinen Buchenscheiben und schlich sich an den Wänden entlang. In der großen Ecke hinter dem Kachelofen klammerte sie sich eine Weile fest.

Der Pfarrer stand auf. Er machte einen kurzen Gang durch das kleine Zimmer, trat dann zum Fenster und faltete die Hände hinter dem Rücken, wie allabendlich, wenn es zu dunkeln begann. Die Predigt für den kommenden Sonntag war fertig. Prägnant und schlackenfrei wie das künstlerische Werk eines Meisters, ruhte sie unter dem weichen Schutz seiner grauen Haare. Er hatte ihr Davids fünfzehnten Psalm zugrunde gelegt. Nicht zu lang, nicht zu tief, — aber kernig.

Er kannte seine Bauern. Es war ein derber Schlag. Während der Woche gingen sie ihren harten Geschäften nach, willig und zufrieden. Und am Sonntag kamen sie in die Kirche mit feierlichem Ernst und offenem Gemüt. — aber gedankenfaul. Mit Bibelweisheit, mit Sinnbildern und Sprüchen war ihnen nicht beizukommen, da machten sie dummsfromme Gesichter und blieben unberührt. Solche schönen Wortbilder wußten sie genügend auswendig, noch von der Schule her, das jaß fest. Aber sie dachten sich nichts dabei. Da mußte man denn mit derben werktägigen Worten zu ihnen sprechen. Auch von der Kanzel. Es mußte ohrgewohnt und im Augenblick einleuchtend sein, — dann gingen sie mit. Dann verschloß sich die rauhe, gleichgültige Kinde nicht. Dann ließen ihre sonntäglichen Gemüter sich leiten und führen, — auch zu tieferer Wahrheit. Von Zeit zu Zeit konnten sie auch ein kräftiges Donnerwetter ertragen. Selbst ein schreckhafter Einschlag schadete nicht. Es tat ihnen wohl. Sie wurden zufriedener.

Auf solchen Erfahrungssätzen baute der kluge Dorfpfarrer seine Predigten auf.

Aber wer da glauben mochte, daß es ihm damit leicht gemacht war, seines Amtes zu walten, der irrte: Pfarrer Hasselbeck war eine offene, kernige Natur, die ganz ihrer Ueberzeugung lebte und jedem Wesen auf den Grund ging. Alles Doppelsinnige war ihm zuwider. Und heiligste Ueberzeugung war ihm die Religion. Die Religion, die er begründet fand in den alten Briefen und Ueberlieferungen weiser Männer, und mehr noch in der allgegenwärtigen Natur. Gelehrter, Forscher und Künstler zugleich. — „Mein Leben der Ueberzeugung und meine Ueberzeugung der Kunst! — Kunst ist die reinste und gewaltigste Offenbarung Gottes!“ So schrieb er einst in sein Tagebuch, als junger schönheitsbegeisteter Student.

Ein Mann, wie Pfarrer Hasselbeck, konnte kein Beamter sein. Er mußte Künstler werden. So schuf er sich aus seinem Amt eine Kunst. Die Kunst: eine schöne klare Wahrheit, eine reine,

fröh Naturstimmung in sich festzuhalten und sie wiederzugeben in schlichten Worten, — in die Herzen seiner Bauern hinein, zum frommen Nachempfinden.

Nun stand er, wie allabendlich am Fenster und schaute vom Erdgeschoß des Dorfpfarrhäuschens in den klaren Abend hinein und überdachte seine Predigt. — Am nächsten Sonntage wollte er donnern.

Leichte Flocken wirbelten durch die dämmerige Stille. Die ersten weihnächtlichen Boten. Winters Anfang!

Auf dem Vorplatze des Pfarrhauses, links und rechts zur Haustüre, standen zwei Kastanienbäume. Alte, knorrige Gesellen aus vergangenem Jahrhundert. Müde vom langen Aufrechtstehen senkten sie die schmucklosen Häupter gegeneinander. Nun fielen Schneeflocken darüber, die ersten weihnächtlichen Boten.

Pfarrer Hasselbeck ließ sich ablenken von den weißen Geisterchen, die lautlos an die Scheiben flatterten und zergingen. Er stand in gedankenloser Betrachtung.

Dann entstanden wieder Begriffe und Empfindungen aus sich selbst. — War es nicht ein Abend, der zum Nachdenken stimmte! Zur stillen Einkehr in sich selbst? Zur Rückschau auf einen langen Abschnitt Dasein?

Leicht und harmonisch, wie die Schneeflocken zum Fenster, wirbelte es durch sein Gedächtnis.

In kurzen Zeiten ging auf der Straße ein Dorfbewohner vorbei und grüßte gegen das Fenster, wo er das ehrwürdige Haupt seines Seelsorgers im Halbdunkel wußte. Und der Pfarrer nickte zum Dank, halb unbewußt. Dann ein Klopfen an der Tür! „Herein!“

Wie allabendlich trat Babette, das alte Hausmädchen, ins Zimmer und stellte die leuchtende Petroleumlampe auf den Tisch und den Tee.

Schade um die Stimmung!

Fast unwillig wandte sich Pfarrer Hasselbeck ins Zimmer zurück und zog die Gewichte der alten Wanduhr hoch. Dann holte er seine lange Weichselrohrpfeife vom Nagel und setzte sich zum Ofen in seinen altväterlichen Lehnstuhl. Und gleich darauf hörte er, wie die Babette von außen die Holzläden vor die Fenster schlug.

Nun mußte er daran denken, wie lange er eigentlich schon in diesem Einödsdorfe saß, fern von allem Hasten und Treiben der modernen Welt. Fern von aller Kultur! Und warum?

Man hatte wohl höheren Ortes ganz auf ihn vergessen? An den Examinas hätte es doch nicht gefehlt! Aber man hatte ihn auch früher einmal einen „Freigeist“ genannt. — Lieber Gott, das Wort mußte einen schlimmen Beiklang haben, den es gewiß nicht verdiente. Und — eigentlich hatte er sich nie fortgeschikt. Hier hatte ihm ein frohes häusliches Glück geblüht. Hier war er zufrieden. Sein Pfarrhäuschen,

das Dörfchen mit seinen fleißigen, schwerfälligen Bewohnern, das Kirchlein, der kleine schattige Friedhof, — er hatte sie alle lieb gewonnen. Von seinen Bauern wußte er sich geliebt. Sie hatten Vertrauen zu ihm und er konnte guten Einfluß ausüben.

Wohl blühte auch hier das Unkraut im Weizen. Wohl saß auch hier der Unflut im Winkel, wie der Sauerteig im Topf und gärte und trieb unheilvolle Früchte. Wohl fehlte ihm manchmal der Verkehr mit ernstern, gleichgesinnten Männern.

Aber näher konnte er sich seinem Schöpfer auch anderswo nicht fühlen, als hier in seinem stillen Studierzimmerchen, oder zwischen den üppigen Getreidefeldern seiner Bauern, beim Morgen-spaziergang.

Nun stand er in der Mitte des zweiten Kapitels seines Lebens. Er war sich's bewußt. Das erste hatte er selbst in aller Ruhe und Ergebenheit abgeschlossen, damals vor zehn Jahren, — als er seine gute

Johanna begraben mußte. Nun war er allein mit der Babette, seiner frommen, geräuschlosen Haushälterin. Sein einziger Sohn praktizierte irgendwo in einem Landstädtchen als Tierarzt. Zufrieden saß er jetzt in seinem Sessel und blies behaglich die blauen Rauchwolken von sich.

Wieder hatte es geklopft. Ein langer unbeholfener Mensch schob sich jetzt ins Zimmer und blieb scheu und verwirrt bei der Türe stehen. Aus roten wässerigen Augen glotzte er den Pfarrer an. Und ein widerlicher Schnapsgeruch mischte sich in die wohlige, tabakfrohe Atmosphäre.

„Das Unkraut im Weizen,“ dachte Pfarrer Hasselbeck und wunderte sich.

„Ja, Hannes, — find'st du den Weg auch noch zu mir?“

Der andere grinste nur schwachsinzig und knüllte verlegen seinen schmutzigen Filz zwischen den Fingern.

Aber der Pfarrer dachte: Der Schwachsinn höret da auf, wo die Feigheit anfängt — und die Arbeitscheu — und die Bosheit. Und er fuhr den Wachterhannes recht unfreundlich an: „Hannes, was hab' ich zu dir gesagt, — das legstema! — Du sollst mir nimmer b'ossen vor Augen treten, hab' ich dir gesagt! Ist's denn gar keine Besserung mit dir? — Hab' ich



Ein langer, unbeholfener Mensch schob sich jetzt ins Zimmer und blieb scheu und verwirrt bei der Türe stehen.

dir nicht zugesagt: wenn du willst und du bist nüchtern — kannst dir allzeit deinen Pfeifentabak bei mir holen? — Um Rauchen geht keine Seele zugrund, aber am Saufen!“

„I bin net b'ossen, Herr Pfarr'! So 'n kleinen Halben hab' i trunken beim Hirschwirt, weil mich so 'n Schüttelfrost ankommen ist.“

„Ja, deinen Schüttelfrost kenn' ich. Bist doch der liederlichste Dorflump, Hannes, — der unserm Herrgott die Zeit abstiehlt!“

Doch das wollte der Wachterhannes nicht sein. Er schüttelte ganz bestimmt sein verwittertes Haupt: „Hm — a! I geh' ällbot in d' Kirchen, wenn's Sonntag ist.“

„Ja, und schläfft drin, und stört die ganze Gemeinde in ihrer Andacht. Bist mir schon der rechte Sonntagschrift! An solcher Aufwartung kann unser Herrgott seine Freude haben.“

Der Wachterhannes kam jetzt einige Schritte näher. Dann hielt er bedeutungsvoll seinen plumpen Zeigefinger in die Höhe und lallte: „Gottes Wege — sind wunderbar — und führet uns — herrlich hinauf!“

Jetzt mußte der Pfarrer lachen: „Ihr erbärmlichen Gesellen findet doch immer noch einen Trost. Und wenn nicht anders, so aus der Heiligen Schrift!“

Aber er mochte wohl einsehen, daß hier alle Liebesmühe vergebens war.

„Geh nur deinen liederlichen Weg weiter,“ jagte er kurz. „Tabak gibt's heute keinen. Das nächstemal, wenn du nüchtern bist!“

Der Wachterhannes wankte zur Tür und hielt sich müde an der Klinke fest. Doch nun besann er sich darauf, daß er eigentlich aus einem ganz anderen Grunde hierher gegangen war. Und er sagte ganz unvermittelt: „— Sie will sterben.“

„Wer?“

„D' Katl!“

„Wer? — Deine Mutter?“

„Jo — d' Schlappkatl, meine Mutter — die will sterben.“

„Ist sie denn krank?“ fragte der Pfarrer erstaunt.

„Jo.“

„Und darum bist herg'kommen?“

„Jo.“

„Sollst mir's sagen?“

„Jo!“

Pfarrer Hasselbeck konnte sich nicht genug wundern. — Die Schlappkatl, die Gänsehirtin, ließ ihn rufen, ihn — den Pfarrer! — Er fragte weiter: „Ich soll kommen?“

„Jo. — Sie hätt' mit dem Pfarr' was zu dischkrieren. Und es sei wichtig!“

„Die bössartige Kartenlegerin! Das rändigste Schaf auf der ganzen Weide!“ dachte er wieder.

Doch dann besann er sich auf seine Seelsorgerpflichten und sagte: „Es ist gut, Hannes, ich komm' gleich nach!“

Der andere ging grunzend zur Tür hinaus.

Eine Viertelstunde später stapfte Pfarrer Hasselbeck durch den frischen Schnee. Der Winter hatte gesiegt und der Erde schon sein weißes Siegel aufgedrückt. Dichter wirbelten die Flocken um das prächtige graue Haupt des Pfarrers. Er zog den breittreppigen Hut tiefer in die Stirne und bog schwerfälligen Schrittes aus der breiten Dorfftraße in eine kleine Seitengasse ein, die dann höher führte, zum Wald hinauf. Von da oben winkte ihm ein schwacher Lichtschimmer entgegen. Dort oben lag etwas abseits vom Dorf das unscheinbare Häuschen der Schlappkatl.

Noch empfand er die wohlige Wärme seines Studierstübchens, das jetzt hinter ihm, dort unten, hinter den müden Kastanienbäumen schlummerte. Ein leises Frösteln durchrieselte seinen starken Körper. Er war etwas unwillig und verbittert weggegangen.

Schon einmal hatte er diesen Gang gemacht. Vor Jahren einmal. Damals, in einer schlimmen Stunde, glaubte er, der Katl seinen Beistand anbieten zu müssen, aber das schlumpige Weib hatte ihm höhnisch die Türe vor der Nase verriegelt und mit häßlicher Kreisstimme durch den Spalt geschrien, sie brauche in ihrem Hause

keinen Pfarrer — er solle zu den Rechtschaffenen gehen und zu den Reichen!

Nun ging's ans Sterben! Nun quälte das Gewissen, nun rief sie ihn! Er kannte diese feigen Regungen zur Genüge. — Keine Menschenwürde, keine wahre Reue, kein Gottvertrauen — aber Angst vor der Rute! Jeder Mistkäfer in seiner Unbeholfenheit, jeder Strohhalbm war reiner vor seinem Schöpfer!

Der alte Pfarrer war zornig. Er war nicht in der Stimmung, um Trost zu geben.

So kam er an bei der dürftigen Hütte. Er stampfte die Schuhe ab und schaute einen Augenblick hinunter ins Tal, wo das kleine Dörfchen friedlich ruhte und auf seinen niederen Dächern bescheiden den leichten Schneefall aufnahm. — Nur zu äußerst des andern Dorfes ragte die rote Giebelseite einer großen neuen Getreidescheune etwas prächtig herüber, als wolle sie sagen: ich gehöre zum Seyboldschen Hof, und mein Bauer ist der reichste und vornehmste im ganzen Dorf.

Die Haustüre zum Schlappkatlhäuschen stand halb geöffnet. Sie hing schief in ihren Angeln und scheuerte am Boden. Pfarrer Hasselbeck drängte sich hindurch. Dann tastete er durch einen kurzen dunklen Gang zu einer zweiten Tür und öffnete. Eine moderige, dumpfe Krankenluft schlug ihm entgegen und benahm ihm fürs erste den Atem.

Er war in einen großen, niederen Raum getreten. Aber außer einem trüben Lichtschimmer in dessen Mitte konnte er nichts erkennen. Bei dem augenblicklichen Temperaturwechsel hatten sich auch seine Brillengläser verschleiert. Er mußte sie erst mit dem Taschentuch abwischen, um klarer zu sehen. Und dann stand er staunend in Betrachtung dieser ungewohnten Umgebung.

Eine einzige geräumige Stube war von einer Petroleumlampe, die an der Decke in einem Drahtgestell hing, matt und ungenügend erleuchtet. Und in den Ecken stand es und lag es durcheinander. Hausgeräte, Küchengegeschir, Speisereste, alte Uhren — in buntem Wirrwarr. Wertloses Gerümpel! Der alte Holzboden zeigte schon hier und da Löcher. — Die nackte Erde guckte hervor. Und hinter einem kleinen Eisenschloß am Kamin lagen zwei große schmutzige Käsen.

Pfarrer Hasselbeck ging einige Schritte weiter und entdeckte in einer halbdunkeln Ecke den Wachterhannes, sitzend, und den Kopf schwer auf eine Tischkante gelegt, halb offenen Mundes seinen Nausch ausschlafend.

Es war ein rohes Kulturbild. Der Pfarrer mußte wieder nach Hause, an sein sauberes Studierzimmerchen denken.

Von der Kranken konnte er noch nichts sehen. Aber nach hinten war ein kleiner Raum durch einen bunten zerstückelten Kattunvorhang ab-

geschlossen, dahinter stand das Krankenbett, dürftig und unrein wie alles in diesem Hause. Der Pfarrer empfand ein eigenes Gefühl, als er hinzutrat, ein von Scheu und Neugierde gemischtes Unbehagen. Er hatte die Schlappkatl seit Jahren fast nur in der Ferne gesehen. Ob sie ihm ausgewichen war seit jener schroffen Begegnung, oder er ihr? — Er wußte es nicht. Jetzt blickte er lange in ihr weißes, abgezehrtcs Raubvogelgesicht.

Sie schlief. Kurz und hastig ging ihr Atem. Die Arme hatte sie auf dem Deckbett ruhen.

Und zwischen den dürrcn schwarzen Fingern hielt sie ein dickes, fetziges Buch, das ganz mit bunten Spielkarten besteckt war — als Leszeichen.

Die Hausbibel

Pfarrer

Hasselbeck

holte sich den nächsten Stuhl zum Bett und wartete. Und immer mußte er in dieses kleine, von zwei silbergrauen Haarsträhnen umrahmte, tiefgefurchte Greisnarrlich schauen. Er

meinte, ein ganzes langes Lebensschicksal darauf zu lesen. Gram, Sorge und wohl auch der Hunger, sie alle hatten deutlich ihre Stempel darauf abgedrückt. Aber um die dünnen, eingezogenen Lippen lag ein harter, hohlnlachender Zug, der abstieß.

Nach einiger Zeit dachte es ihn kalt. Er ging leise zum Ofen, stocherte in der glimmenden Asche und schob einen Holzklötz darauf.

Ob er noch anflackert? dachte er bei sich.

Als er zum Krankenlager zurückkehrte, sah er zwei große, dunkle Augen auf sich gerichtet. Die Kranke war erwacht. Etwas matt und fiebrig blickten sie aus ihren tiefen Höhlen, diese Augen. Aber eigenartig waren sie, klug, beinahe schön!

Er nahm ihre Hand und sprach sie an: „Guten Abend, Frau Wächter! — Geht es besser?“

Sie-antwortete nicht, sondern schob eiligst die Bibel unter ihr Kopfkissen. Und immer sah er ihre Augen auf sich gerichtet.

Dann, nach einer langen Pause, sagte sie mit harter, gebrochener Stimme: „Daß Ihr da seid, Pfarrer, — das vergelt Euch der Himmel!“

„Ich komm' zu jedem, der mich ruft. Unser Herrgott hat mich dazu bestellt, Frau Wächter.“

„Schlappkatl! — heißt man mich!“ — warf sie jetzt rauh dazwischen und ihr Gesicht hatte einen häßlichen Ausdruck angenommen.

Es war eine eigene Herbheit in ihrem Ton. Pfarrer Hasselbeck hatte mit einem Male ein Gefühl des Mitleids und zugleich der Beklommenheit dieser kranken Alten gegenüber, und er

wußte nicht recht, warum.

„Mir gefällt der Name nicht,“ sagte

er beinahe schüchtern.

Da lachte sie höhnlisch auf:

„So hab' ich gelebt, — so will ich sterben! Der Nam' ist schon recht, Pfarrer!“

Die Kranke wurde lebhafter. Sie hatte sich halb in ihrem Bette aufgerichtet

und begann zu reden: „Vor vierzehn Tag

ist einer gestorben, drunten im Dorf.“

Ein Vorneh-

mer, ein Rechtschaffener! Keine Kirch hat er verjäumt, — der Seiboldsfrieder, — kein Abendmahl!

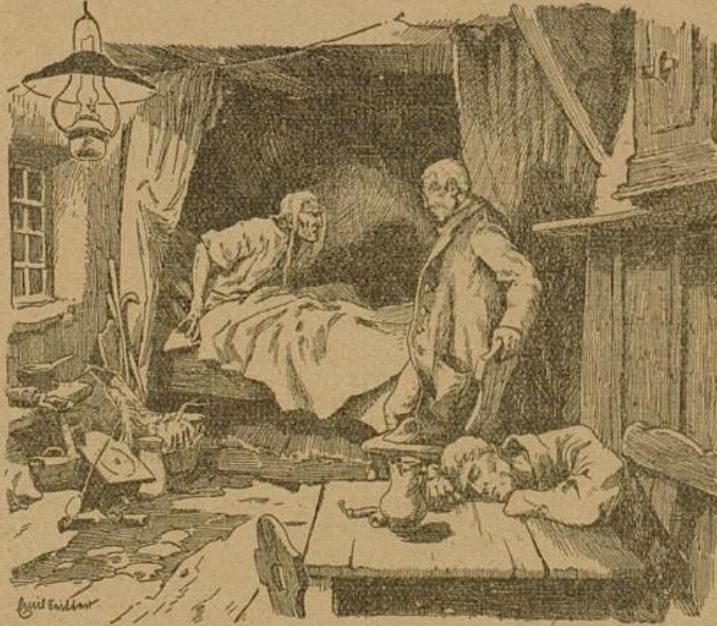
-- Der reichste Bauer und der erste Gemeinderat!

— so haben sie ihn 'naustragen, die Bürger. Und alle waren sie draußen im Kirchhof, die Frommen, und der Pfarrer hat die längste Rede gehalten.

Die Weiber haben alle geheult um ihn, und die Männer haben einen Leichentrunk gehalten, wie schon lang nimmer. Und jetzt, Pfarrer, — wenn ich heute Nacht stirb oder morgen vor Tag, — so trifft sich's, daß ich neben ihn zu liegen komm.

Die Schlappkatl, das schlechte Mensch — neben den reichen Seiboldba'ern! Die Wänstreiberin neben den Gemeinderat! Pfarrer, das tut kein Gut! — Dagegen müßt Ihr Einspruch tun. Müßt mir einen andern Platz verschaffen! — Das ist's, um was ich Euch bitten will!“

„Und darum habt Ihr mich gerufen, Frau Kathrin?“ fraate er langsam.



Die Schlappkatl hatte ganz plötzlich eine heftige Bewegung gemacht und sah sehr aufrecht in ihren schnatigen Äffen.

„Darum hab ich Euch gerufen.“

„Um sonst nichts?“

„Um sonst nichts!“

Der Pfarrer wurde streng.

„Und vor unserm Herrgott, wie trifft sich's da? Ihr denkt ans Sterben, Frau Kathrin, und sorgt um Euren Friedhofsplatz? Wißt Ihr nicht, daß wir vor ihm alle gleich sind, arm und reich, hoch und niedrig? — Ihr wollt hintreten vor Euren Schöpfer heute noch, oder morgen vor Tag, und wie seid Ihr vorbereitet?“

„Der Friedhof gehört den Toten! Gott aber steht auf's Leben! — Wie aber ist's bestellt um Euer Lebenswerk? Aufr's Inwendige kommt's an. Wir Menschen sind alle fehlbar!“

Die Schlappkatl hatte ganz plötzlich eine heftige Bewegung gemacht und saß jetzt aufrecht in ihren schmutzigen Kissen. Eine wilde, unnatürliche Glut sprach aus ihren Augen. Beinahe überlaut schrie sie den Pfarrer an: „Ich brauch kein Pfarrer zum Sterben! Ich geh meinen Weg allein! — So hab ich gelebt, so will ich sterben! — Wir sind alle fehlbar — du kluger Mensch! Aufr's Inwendige kommt's an! — Du hast nur Gewalt über die Toten, draußen im Friedhof — und bevor mir kein' andern Platz anschaffst, sterb ich net!“

Pfarrer Hasselbeck stand am Fußende des Bettes und schaute lange und stumm auf das leidenschaftsverzerrte Weiblein. Nie hatte er so viel Hohn, so viel bitteren Menschenhaß auf einem Gesichte gesehen!

Es war wieder still geworden im Raum. Nur das stoßweise Schnarchen des Wachterhannes drang aus der vordersten Ecke. Und durch das nahe Fenster sah der Pfarrer den fahlen Mondschein über die weißen Felder gleiten, zum nahen Waldesraude.

„Ihr seid eingesteckt gewesen, Katl, wegen Brandstiftung an der Seyboldschen Scheuer,“ sagte endlich der Pfarrer mit eisiger Ruhe.

„Stimmt! Vor zwanzig Jahren! — Jeder weiß es!“

„Ihr und der Hannes.“

„Ich und der Hannes! — Jeder weiß es!“

„Und die harte Strafe hat nicht ausgereicht zur Besserung? Zur Einkehr? — Keine Reue? Kein Gewissen, das zum Guten lenkte? — Nur Bosheit? Niedere hartgejottene Bosheit?“

Er hatte es in strengem Tone gesagt, aber mit gezwungener Ruhe. Und ebenso ruhig entgegnete sie ihm: „Du g'scheiter Pfarrer, — wer sagt dir denn, daß ich's getan hab?“

„So hat's der Hannes getan, und Ihr habt ihn angestiftet. Das ist schlimmer!“

„Wer sagt dir denn, daß es der Hannes getan hat?“ Pfarrer Hasselbeck hielt betroffen inne.

„Ja, Pfarrer, schau — jetzt hat dein Weisheitsfaden halt schon einen Knoten! Jawohl!“

Die Schlappkatl, die nitzungige Zuchthäuslerin, die kennt ein jeder. Verachten tut sie ein jeder! Warum — weiß keiner! Aufr's Inwendige kommt's an. Wir sind alle fehlbar!“

Die Kranke war in ihre Kissen zurückgesunken. Der Pfarrer setzte sich schwerbedrückt auf den Stuhl und kämpfte mit einem ungestümen Mitleid für die harte Frau. Langsam und mit Ueberzeugung brachte er hervor: „Ich verachte niemand, Frau Wachter. Ich war schon einmal vor Eurer Schwelle.“

Beinahe verwundert sah sie ihn an. Zutrauen und Abneigung wechselten auf diesem klaren, würdevollen Mannesgesicht. Aber zwischen seinen hellen, starken Augenbrauen lag eine bezwingende Ruhe.

Es war nun zum erstenmal seit vielen Jahren, daß die Katl einem Menschen Rede und Antwort stand über sich selbst. Zum erstenmal überkam sie ein Gefühl der Milde, des Mitmenscheins. Dieser Pfarrer hatte doch Gewalt über sie. Es war etwas in seiner Persönlichkeit, das Vertrauen forderte, Wahrheit unbedingt. Er war größer und stärker als andere Menschen, denn er brachte ihr Gerechtigkeit.

„So will ich Euch erzählen, Pfarrer, was niemand weiß außer mir und dem Unwissenden und einem, dem's nicht mehr schadet,“ begann sie mit einem langen, schweren Atemzug.

„Einmal, — fünfzig Jahr mag es wohl her sein — da hat niemand die Schlappkatl gekannt. Und keiner hat sie verachtet! Denn ich war dazumal ein junges, leibfrisches Mädchel von achtzehn Jahren, und die jungen Burschen sagten mir, ich wäre schön. — Hier in dem Häusel hab ich gewohnt mit der Mutter. Der Vater war längst tot. Er war ein Holzhauer gewesen, und ich hab ihn nie gekannt. Mit Korbflechten haben wir unsere Kreuzer verdient, die Mutter und ich. Es war ein karges Brot! Aber die Mutter war ein frommes Weib, sie hat was auf das Wort Gottes gehalten, und wir waren zufrieden. Das hier ist außer dem Häusel mein einziges Erbstück.“ Sie holte die Bibel unter dem Kissen hervor und zeigte sie dem Pfarrer.

„Da kamen wohl auch die jungen Bauernburschen und baten mich aus zum Ostertanz, oder wenn's Kirchweih war. Und flattierten und machten verliebte Augen und viel schöne Worte. Es war viel Streiten um mich unter den Burschen und gar viel Neid unter den Dirnen.“

Aber meine Wiege war aus Birnen geflochten. Die Mutter hatte mich gelehrt, wie man aus seiner Armut den Frohsinn gewinnt und aus seiner Arbeit die Freude. Die Hoffart und der Bußsinn hatten mir das Gemüth nicht verkehrt. Ich war froh mit der Sonne und zufrieden mit dem Regen.

Droben im Wald war ein Moosplätzl, ganz

dicht beim großen Felsblock, wo der See anfängt. Da hab ich gefessen nach Feierabend und hab mit unserm Herrgott die Maikätzchen wachsen sehn. Da konnte man hören, wie die Betglock heraufkam vom Tal, so rein, so friedlich.

Und um mich hat's gesungen! Und in mir hat's gejubelt! Und mein Herz war so dankbar und hat in die Welt hineinaesaucht, wie der junge Birkeneschlag am See.

Alles war farbig-schön in der Welt. Alles lag im frohesten Sonnenschein, bis einer gekommen ist — ein großer, fetter Bursch, der heller singen konnte, der lustiger tanzen und verliebter gucken konnte, als alle andern. Und der besser lügen konnte, als alle andern. — Der Seyboldfrieder, der einzige Sohn vom stolzen Bauernhof!

An einem Sonntagnachmittage nach der Kirche hatte er mich aufgehalten und mir's gesagt: daß ich gattig sei, wie keine zweite weit und breit, daß sein tägliches Morgengebet nur mir gelte, mir ganz allein, und daß er mich lieb haben könnte,

mehr als seine eigene Mutter! So ha' er mir schön getan und geredet und mir die Hand gedrückt. Und ich hab's ihm geglaubt! Ich war einfältig — hab nicht viel gewußt vom falschen Wortmünzen! Und der Seyboldfrieder hat zeitlebens ein Paar fromme, treuhimmelnde Hundsaugen im Kopf gehabt, — der fuchs-falsche Tropf!

Wir haben uns heimlich getroffen, erst zufällig, oft, dann öfter und so bald täglich. Immer heimlich. Oben beim Moosplägel. Er hat mir die heiligsten Eide vorgeschworen auf seine Liebe. Nur die Birken waren Zeugen und die Maikätzchen. Und die Betglock vom Tal hat das Amen dazu gesungen.

So ging's durch Wochen, und ich hab ihn gern gehabt mit der ersten freigebigen Liebe — so glühend, so ahnungslos.

Und um mich war kein Zauchzen mehr. Und in mir war kein Frieden mehr, bei Tag nicht und bei der Nacht nicht. Nur eine schwindelhafteste Angst, wenn er bei mir war und eine wilde Sehnsucht, wenn er von mir war. Oftmals kam's vor, daß ich eingeschlafen bin und geträumt hab, und das Beten vergessen hatte.

Und einmal, in einer stillen Nacht hat er an mein Kammerfenster geklopft, ganz leise, aber ich hab's gehört und hab ihm aufgemacht.

Das war meine schwerste Schuld, Pfarrer! — Ich hab sie gebüßt.

Die Kranke hatte bis jetzt in kurzen Abständen etwas sprunghaft, aber ruhig gesprochen. Nun hielt sie an wie in bitterer Erinnerung und fuhr erst nach Minuten beiderseitigen Schweigens fort: „Dann ist ein Sommerabend gekommen, — wir saßen wieder heimlich beisammen oben beim Moosplägel — da hab ich ihm ge-

sagt, was nimmer zu verbergen war. Und da hätt' ihn einer sehen sollen, den stolzen Bauernsohn! Wie er auf den Knien gelegen hat, wie er sich die Haare gerauft hat, und wie er gestemmt hat, so memmisch feig und erbärmlich: „Katl, wenn du mich verraten tußt, wenn's ruchbar wird unten im Dorf, daß ich es war, dann treibst mich in Waldsee! Dann muß ich aus der Welt, das sag ich dir! — Und du hast mich auf'm Gewissen!“

So hat er gesprochen und dabei gewinselt wie ein Hund.

Da drinnen in meiner Brust hat's einen Miß gegeben, ganz jäh und schmerzhaft. Aber ich hab auf die Zähne gebissen und hab's ihm zu-



Wenn die Kall nach Feierabend die Gänse durchs Dorf trieb, saßen die Bauern und das Gefinde vor den Häusern.

gesagt, beim Leben meines Kindleins: daß ich's allein auf mich nehmen werde, und daß er seinen Weg gehen kann — wohin er will, für alle Zeit!

Und er ist gelaufen! Wie ein geprügelter Schulbub ist er gelaufen, der jämmerliche Gesell, zu seiner Mutter. Hat sich an ihren reichen Faltenrock gehängt. Ward ein Rechtsschaffener! — Und ich blieb zurück mit meiner Schand.

Was soll ich Euch noch weiter erzählen, Pfarrer? 's ist halt gekommen, wie's hat kommen müssen: Ich hab den Hannes geboren — und zwei Tage vordem hatt' ich die Mutter begraben. Das gute Weib hat meine elendigste Stund nicht erleben können. — Der Gram über meine Schand hat ihr 's Herz abgenagt."

Der Pfarrer sah, wie über das steinharte Gesicht der alten Frau zwei Tränen rollten, so trocken und leblos, in einer Disharmonie, daß es ihm tief in die Seele schnitt. Aber die Schlapptatl wischte sich schnell und unwillig mit den Fingern über die Augen und erzählte weiter: „Dann kam eine Zeit, in der die jungen Burschen mir wüste Worte nachriefen und Spottlieder auf mich sangen, und die Dirnen mit Fingern auf mich zeigten. — Die alten Weiber hingen ihre Lästerzungen heraus, und auch die Männer taten sich keinen Zwang an. Sie führten freche Reden gegen mich und behandelten mich allenthalben wie eine, die es nicht gar genau nahm mit der Sittsamkeit. — Nur einer wich mir schein aus, — für immer!

Und ich hab's erduldet. Ich wollte büßen. Mit der Schmach kam auch der Hunger ins Haus und das Glend. Mein Kindl brauchte Essen und Wäsche und Arznei. Es kam mir herb an. — Aber ich blieb aufrecht. Für wenig Geld und auch mal für ein altes abgetragenes Kleid hab ich den Bauern ihre Körbe ausgebeffert und ihre Säcke geflickt, in denen sie ihr Korn aufspeicherten. Gearbeitet hab ich für drei und gebetet hab ich täglich: Lieber himmlischer Vater, verzeih mir meine Sünd und hilf mir weiter in meiner Not.

Er hat mir nichts erspart.

Der Schulz hat eine gesucht, die mit Tagesgrauen die Gän' aus dem Dorf treibt zum Wassergarten und vor Dunkelwerden wieder zurückbringt. Es waren von Gemeinbewegen ein paar Taler dafür ausgesetzt. Ich hab mich dafür gemeldet, — und es war ein gar schlechtes Amt, — und keiner hat mir's versagt. — Aber zum Schmuck und Sonntagsstaat hat's nicht ausgereicht. Und wenn ich dann abends nach Feierabend ihre Gän' durchs Dorf trieb, dann haben sie vor ihren Häusern geseffen, die Alten und die Jungen, die Bauern und das Gefind, und die Jungen haben immer den nämlichen Vers gesungen. Und der hieß:

„Ob's Sonntig, — ob's Wertig ist,
Ob d' Sonn' scheint, — ob's gießt,
Schlappt d' Katl, die Hur,
In derselben Montur!“

Und die Alten haben sich darüber gefreut wie die wilden Teufel. Und mir hat's die Scham ins Gesicht trieben.

Er hat mir nichts erspart, der da droben im Himmel. Mein Bub wurde älter und mußte in die Schul. Da hieß es: „Der Schlapptatl ihrer!“

Er war nicht anders, wie die andern Kinder, mein Hannes. Aber die Alten haben die ihrigen angehalten, daß sie ihm ausgewichen sind, wie einem bissigen Hund. In der Schulbank oder in der Kirch wollt keiner neben ihm sitzen. Aber in der Freizeit, in den Gassen stund sie dann über ihn hergefallen, alleamt, und haben ihn getreten und gestoßen, daß mir der Bub nach Haus kam verweint und verboßt und nimmer hinunter wollt ins Dorf. Und was ich hab wohlgemeint mit ihm und ihm hab hineingeredet ins Gemüt von unserm lieben Herrgott und von unserm Heiland, wie er gestorben ist für uns alle, — und daß man nicht Böses mit Bösem vergelten dürft', das haben die da drunten im Dorf ihm wieder erstickt und wieder herausgefrevelt aus ihm, — mit ihrem Spott und ihrer Verachtung.

Das Lernen hat ihm nicht geschmeckt, wohl aber die Faulheit und bald auch die Verschlagenheit. Mit jedem neuen Tag hab ich mitansehen müssen, wie mir der Bub unter der Hand verrottet ist, wie alles, was Gutes in ihm war, langsam verdorret ist, und wie sein Sinn nicht zum schaffensfrohen, werktätigen Mann ausgewachsen ist, sondern zum Tunichtgut, — zum böswilligen Nichtsnutz!

Und er ist doch mein eigenes Blut, Pfarrer! Er war doch der einzige, um dessen willen mir das bittere Leben hat wert bleiben müssen! — Und es ist's mir geblieben, trotz allem großen und kleinen Unbill und Mühsal bis zum heutigen Tag. Nur da drinnen, der Riß wurd' größer und schmerzhafter.

So war es um uns bestellt, damals — vor vielen Jahren. Aber dann, Pfarrer, hab' ich's gemacht wie ein guter, sanftmütiger Karrengaul im Dorf, der so lange geduldig im Zaum 'gangen ist und jeden Peitschenhieb willig hingenommen hat, bis ihm eines Tages der Schmied den Nagel zu tief ins Blut getrieben hat und er dann ausgeschlagen hat mit allen Vieren, und wild und störrisch wurde wie kein zweiter. Dann hab' ich von meinem Bub angenommen, was er nimmer von mir annehmen konnt! Dann haben wir uns zusammengetan in Not und Bedrängnis — gegen die unten im Dorf. Dann wollt ich nimmer besser sein als die Menschen da drunten, dann hab' ich von ihnen gelernt, was zu lernen war. Ich hab mich gewehrt,

hab' ausgeschlagen wie der Karren Gaul, hab' gebissen und getreten und wiedergespuckt, wo ich begeistert wurde. Und dann kam ein Fürchten über die Bauern. Dann ging das Gerede um: „Die Schlappkatl hält's mit dem Bösen!“

So hatten sie in mir nur sich selber gesehen und somit in sich selber — den „Bösen“. Und haben's doch nimmer begriffen, die blöde Gesellschaft! — Wo nur immer eine Kuh krank war, oder ein Schwein, oder auch nur 'ne Henne, da hieß es: „Die Schlappkatl hat's ihr angetan! — Die Schlappkatl hat sich gerächt!“ — Und die Angst hat ihnen den Hals verschnürt und die giftigen Zungen gelähmt, und ich hatte Frieden vor ihnen — ich und mein Bub!“

Pfarrer Hasselbeck konnte staunend beobachten, wie der bittere Schmerz und ein heißer grimiger Zorn in der alten Frau jede bessere Regung, jeden weichen Ton gewaltsam niederzwang. Wie dieses verhußelte Weibchen wuchs, — aus sich selbst und ihren schmutzigen Linsen heraus, ins Große — zur fürchterlichen Anklage gegen ihre Mitmenschen.

Er empfand eine eigene Unbehaglichkeit, ein Gefühl der Mitschuld. Er wollte ihr einige Worte des Trostes sagen und fand plötzlich nicht den Mut dieser bitteren Frau gegenüber.

Nach einer dumpfen Pause sprach sie weiter. Ihre Stimme wurde immer rauher. Aber der Pfarrer vermochte sie nicht mehr häßlich zu empfinden. Er hörte den schmerzlichen wilden Schelterton heraus, der aus dem tiefsten Innern kam, — daher, wo ein morscher Riß zu bluten begann, da, wo in einer weiten Seele zwei harte Bruchstücke — Gut und Böse — klirrend zusammenschlugen in bitterem Weh.

Und sie sprach weiter. Es war wie das kurze dumpfe Gurgeln unterm Eis: „Mein Bub ist der Dorflumpf geworden, ich konnt's nicht ändern! Er kam in die Jahre, in denen junge Burschen ihr Brot selbst verdienen. So hat er sich verdingt als Tagelöhner hier und dort — und hub an zu saufen. Ich konnt's ihm nimmer wehren, und die da drunten haben's ihm geholfen. Am Schantisch haben sie ihn festgehalten, haben ihm Schnaps traktiert und Schindluder mit ihm getrieben und sich gefreut, die Unmenschen, wenn er vor der Tür liegen blieb, elend und hilflos wie ein wundes Tier. Und derweil ist sein lieber Vater zum Hofbauer geworden und zum angesehenen amts-gewaltigen Gemeinderat.“

Er hat sich eine geholt, vom Nachbarort, der Seyboldfrieder — eine Reiche, eine Fromme. Und ist dabei kinderlos geblieben mit seinem Geldsack. So hat Gott auch ihn gestraft.

Aber die Katl, die ärmliche Gänstreiberin, die häßliche schlumpige Hex, — an der hat keiner zum Schurz werden können, — an der hat keiner eine Schuld abzubüßen gehabt! Der Dorfgrenel — die Schlappkatl, die war ja vogelfrei für solch

ein elendes Gewissen, — wenn sie nicht so schmutzig wär! Wenn sich hätt einer an ihr vergreifen wollen!

Und doch war sie da! Und war ein Dorn im Auge! Doch war sie die einzige, die gewußt hat, wer der Teufel war, der das faule Ei ins Nest gelegt hat, — unreif und unslätig, in schändhafter Nacht!“

Sie hörten jetzt, wie der schnarchende Wächterhannes an sich selbst und seinem knorrigen Sägeton aufschreckte und sich mit einem schweren Plumps in eine andere Ecke legte.

„Zawohl, Pfarrer, — so ist mein Leben dahingegangen, ohne Freud, ohne Hoffnung! Ich selbst geschändet und ausgestoßen und mit meinem Gott zerfallen. Und mein eigen Fleisch und Blut, der Hannes — trunksüchtig. Es ist auch zwischen ihm und mir keine Liebe gediehen. Nur die jämmerliche Schwachheit und die Not haben uns immer wieder zusammengetrieben! Und die Schuld!“

So kam die Mitternachtsstund am selbigen Sonntage, als des Seyboldfrieders große Scheune niedergebrannt ist. Dort an dem Fenster hab' ich gestanden und hab's mit angesehen, das Feuer. Es war gar grausig schön, Pfarrer! Viel ungemahlen Brot ging in die Luft, in selbiger Nacht. — Lustig hei — wie große güldene Schlangen! — Und da hab ich seit vielen Jahren zum ersten Male wieder gebetet!

Am andern Tag kam mir dann unversehens der Landjäger ins Haus gelaufen und hat mich mitgenommen nach der Stadt. Und nach zwei Jahren hat er uns wieder zurückgebracht, mich und den Hannes! Sie hatten ihn damals in der Nacht irgendwo im Straßengraben aufgefunden.

Den ersten Verdacht hatte der Seyboldfrieder selbst ausgesprochen! Und alle haben sie nachgeschrien: „Die Schlappkatl hat's getan und niemand anders!“ — Und alle haben sie gelogen!“

Der Pfarrer faßte mit beiden Händen nach ihrer Rechten.

„Frau Wächter, könnt Ihr mir schwören, beim Allwissenden, daß Ihr unschuldig waret in jener Nacht? Daß Ihr keinen Teil habt an dieser Tat, daß Ihr unwissend seid, wer's getan hat?“

„Pfarrer — ich kann's!“

Aber um Jesu Christi willen, armes Menschenkind, — warum habt Ihr nicht alles erzählt vor Gericht?

„Wer hätt's geglaubt, — mir der Schlappkatl?“ entgegnete sie stumpf.

Wieder war es still geworden im Raum. Wieder war nur der heiße Atem des Trunkenen zu hören und das Schnurren der Katzen. Die Kranke begann zu fiebern.

„Was weiter war, Pfarrer, das wißt Ihr! Ihr wißt, daß ich mir aus der Stadt, aus dem Gefängnis ein Kartenpiel mitgebracht hab! —

Lauter kleine Bilderchen! Unschuldige Dinger, — zweihunddreißig Stück! Ihr wißt, daß ich damit den Leuten die Dummheit ausgemessen hab, — ellenweis, jahrelang! So viel wißt Ihr! —

Aber das wißt Ihr nicht, daß die Leute zu mir gekommen sind, heimlich nach Betglock oder am Sonntagnachmittag, wenn die Kirch aus war, — daß sie mir ihre innersten Leiden gebeichtet haben, daß sie Sympthiemittel und Salben von mir haben wollten für Krankheiten bei Mensch und Vieh. Daß sie mich über Pfarrer und Arzt geseht haben, die da unten! Und das

wißt Ihr nicht, daß sie, — wenn's der Zufall wollte und eingetroffen ist, was mir die Schadenfreude oder der Schmeichel- und Gewinnsum hat eingegeben — daß sie mir geopfert haben, demütig, wie einem Gott, mit Eier und Butter und Fleisch. Das wißt Ihr nicht, Pfarrer, daß der Aberglaube allzeit größer ist als der Glaube bei den Rechtshaffenen, bei den Frommen!

Daß Ihr das Recht hattet an Gottes Statt über die Christen da unten — und ich die Gewalt! Die Schlappkat! Die Her! — So hab ich gelebt, — so will ich sterben!

Aber jetzt liegt einer draußen im Friedhof, Pfarrer, der war rechtshaffener, der war christlicher als alle die andern, — der einzige, der mir nicht geopfert hat. Der Seyboldfrieder! Und neben den leg ich mich net, neben den Erzlumpen! Ueber den habt Ihr die Gewalt, aber ich hab das Recht! — Ich brauch keinen Pfarrer an meinem Bett. Ich find meinen Weg allein zurück zu meinem Schöpfer. Aber mein Recht fordere ich von ihm, beim dreieinigen Gott! — Darauf gebt mir die Hand! Einen Platz schafft mir an. Einen andern! Ab von dem einen! — Dann bin ich bereit!

Die kranke Schlappkatl saß wieder aufrecht in ihren Rißen. Ihre letzten Worte hatte sie ruckweise über die blaffen Lippen gestoßen, bald mit leise bebendem Geflüster, bald in lauter, wilder Verzweiflung. Aber in ihren

Augen war das rührend hilflose Bitten eines Kindes.

So kam sie zum Ende ihres Lebens und hielt dem Pfarrer die abgemagerte, fiebernde Hand entgegen. Und Pfarrer Hasselbeck nahm diese Hand und streichelte sie mit einer so zärtlichen Güte und Fürsorge, wie sie aus seinem bedrückten väterlichen Herzen quoll: „Ihr sollt ruhig schlafen, Frau Kathrin, — ruhig und ab von den Menschen! — Das versprech ich Euch!“

Am frühesten Morgen saß der Pfarrer noch auf einem Stuhl beim Krankenbett und starrte in das bleiche Gesicht der Schlappkatl.

Er wollte beten und konnte nicht. In seinem Innern war eine dumpfe Leere eingetreten, die keine feste Willensäußerung aufkommen ließ.

Wie im Traume hatte er die Nacht aufgesehen bei der sterbenden Alten, hatte auf ihre leisen Atemzüge gelauscht, die ruhiger, friedlicher wurden von Minute zu Minute. Wie im Traume hatte er gehört, wie der Wachterhannes sich erhob und entfernte. Wie ächzend die Thür ging.

Aber auf dem scharfgeschnittenen Frauenantlitz war alle Herbheit geschwunden. Der strenge Zug um diesen dünnen Mund hatte einem stillen geheimnisvollen Lächeln Platz gemacht. Und aus den großen Augen leuchtete ein hoher Glanz.

Jetzt drang der erste Tagesdämmer durch das kleine Fenster. Die Klagen hörten auf zu jchnurren. Eine feierliche Stille erfüllte die ganze Stube. Und jetzt öffnete die Kranke den Mund. Ein heimliches Glück verklärte ihre Züge. Nun begann sie zu singen, leise, kaum hörbar:

„Wenn die Maikätzchen blühen,
dann geh ich zum See — zum See.
Dann wasch ich mir die Hände die Füße und Leib,
Zuchhe!“

Wenn die Maikätzchen blühen,
dann kommt der liebe Heiland, — der liebe Heiland
und trocknet mich ab. — Und trocknet mich ab,
Zuchhe!“



Mittelaltler.

Die Leute sind heimlich zur Schlappkatl gekommen, um ihr ihre innersten Leiden zu beichten und Mittel zu holen gegen Krankheiten.

Dann kam wieder die friedliche Stille. Die Kranke sah dem Pfarrer unverwandt in die Augen, lange — immer in heimlicher verklärter Ruhe. — Plötzlich kam wieder etwas Bewegung in ihren Körper. Mit einiger Hast schob sie ihm die Bibel zu: „Da, Pfarrer, nimm's du! — Der andere braucht's nicht!“

Pfarrer Hasselbeck blätterte darin. Wie stumme Wegzeichen lagen die schmutzigen Karten zwischen den abgegriffenen Blättern und wiesen die Bahn durch die Bücher Moses und der Propheten, durch die Evangelien des Markus und des Johannes, durch Christi Leiden und — zum heiligen Abendmahl.

Als die Frühglock vom Thal heraufklang und den neuen Tag einläutete, drückte Pfarrer Hasselbeck der Schlappkatl die Augen zu.

In der Stube war eine eisige Kälte. Der Holzkloß im Ofen war nicht aufgeschlackert. Der Pfarrer empfand sie nicht. Langsam und gesenkten Hauptes verließ er das Schlappkatlhäufel. Aber er ging nicht hinunter ins Dorf. Er stieg unbewußt höher, zum Waldestrand. Erst beim großen Felsblock, wo der See anfängt, fand er sich wieder zu einem erlösenden, inbrünstigen Vaterunser unter freiem Himmel. Er ging in das Gesträuch und fand einige abgedorrte Maikähchen am Boden liegend. Er ging zum See, der stumm und reglos lag, eingezäumt von einem dünnen weißen Kranz. Er sah in seine blaue Tiefe.

„Wie göttig der Waldsee strahlt am frühen Morgen! — Wie barmherzig er hätte sein können!“ — dachte der Pfarrer und erschrak dabei über seinen Gedankengang. Und beinahe froh setzte er seine Gedanken fort: wenn die große Seele, die er diese Nacht aus seiner schmutzigen Hülle entfliehen sah, — wenn diese Seele nicht göttiger gewesen wäre, nicht gerechter gegen sich selbst und ihren Schöpfer. — War es nicht etwas Großes, etwas Heiliges um diese eine Seele, die im Leben alle Unbill, jede Schmach tapfer hingenommen hatte und nun nicht hatte gehen können, ohne sich im Tod einen ehrenvollen Platz gesichert zu wissen für ihren geschändeten Leib.

Und wie viele hundert enge Seelen hatte ihm diese einzige erleuchtet in einer Nacht! — Seelen, die eben jetzt erwachten — da unten, zu gleichgültigem Tageswerk, zum trägen Selbstgefallen. Zur feigen Unwürde!

Und er hatte blind unter ihnen gestanden. Er hatte nicht die Wurzeln gesehen! — Er war ihr Mitschuldiger! —

In den nächsten Tagen sahen die Dorfbewohner ihren Pfarrer mit ernster, strenger Miene durch die Straßen gehen. Sie wunderten sich dessen nicht weiter. Sie wunderten sich auch nicht, als sie hörten, daß der Pfarrer mit dem Totengräber auf dem Friedhof war und für

die Schlappkatl einen besonderen Platz aussuchte — ganz abseits von den andern, unter einer Dornenhecke. — Aber als sie am Begräbnistage nach Christenpflicht um ihn und das offene Grab der Schlappkatl standen und er ihnen mit lauter Stimme und zorniger als je entgegen donnerte: „Ihr Sünder, schlaget an eure Brust und werfet den Stein, den ihr findet, nicht auf euren Nächsten, sondern gegen den eigenen Leib, — denn ich sage euch, — ihr würdet ihn wieder kreuzigen, den Erlöser, wenn er käme und sich unter euch befände, und würdet abfallen wie das faule Obst!“

Da wunderten sie sich und sprachen es aus auf dem Heimgange und schüttelten die Köpfe.

's Motörle.

Von Marie Schloß-Königsfeld.

Setzt tu mir den Gefallen, Motörle, und sei morgen ein klein wenig nett gegen meinen Schwager; du magst ihn doch ganz gern leiden, hast's selbst gesagt. Es wär' doch fein, wenn an meinem Hochzeitstag meine Schwester die Braut von meinem Schwager würde. Sei nett, gelt Motörle?“

Die also Angeredete lachte erst leise; dann setzte sie sich kerzengerade aufrecht und sagte entschieden: „Hör' mal, mein Lieber: Ungefälligkeit kann mir grad keiner vorhalten, aber so weit geht mein Entgegenkommen halt doch nicht, daß ich nur zur Entlastung deines unnötig schlechten Gewissens die Frau von deinem, ich geb's zu, recht netten Schwager werde. Daß du noch fünf Jahren, wenn dir so was Liebes wie das Lorle in den Weg gelaufen kommt, daran denkst, wieder zu heiraten, statt zeitlebens dich und die drei Kinder und dein Haus von deiner Stieffchwester versorgen zu lassen, ist doch kein Wunder. Welcher vernünftige Mensch kann dir das verübeln, dir, mit deinen noch nicht vierzig Jahren? Ich gewiß am letzten! Ihr nennt mich 's Motörle; na, seid nur ruhig, so ein Motörle findet immer wieder sein Plätzle, wo 's eingebaut werden kann und Arbeit findet. Arbeit muß ich aber haben, sonst werd' ich sogar in der Ehe eine bissige alte Jungfer, das weiß ich, und dazu ist mir auch der Georg zu schad, das mit mir zu erleben. Guck, hier bei dir sind doch drei Kinder und das große Haus und der Garten; aber was fang ich in so einer kleinen, eleganten Stadtwohnung an, aus der der Herr Oberamtsrichter morgens aufs Amt und mittags wieder aufs Amt geht. Ich langweil' mich ja zu Tod! Ja, wenn ich daneben bei ihm noch für andere, für Arme sorgen dürfte, so richtig in einer großen sozialen Arbeit stehen könnte, dann meinethwegen, aber das leidet der